Zeitschrift: Unsere Kunstdenkmäler : Mitteilungsblatt für die Mitglieder der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte = Nos monuments d'art et d'histoire : bulletin destiné aux membres de la Société d'Histoire de l'Art en Suisse = I nostri monumenti storici : bollettino per i membri della Società di Storia dell'Arte in Svizzera

Herausgeber: Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte

Band: 34 (1983)

Heft: 2

Artikel: Die St.Galler Schorensiedlung

Autor: Meile, Dieter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-393499

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

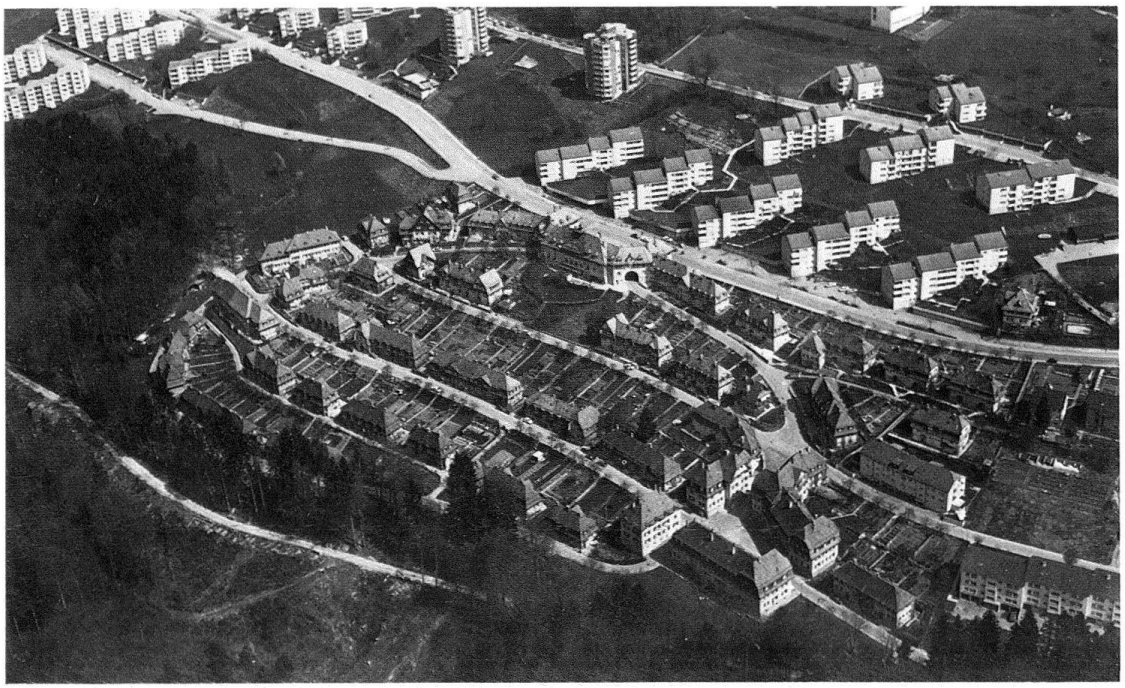


Abb. 1. Die St. Galler Schorensiedlung (1911–1914) aus der Vogelperspektive

DIE ST. GALLER SCHORENSIEDLUNG

von Dieter Meile

Im März 1979 feierte die Eisenbahner-Baugenossenschaft St. Gallen (EBG) ihr siebzigjähriges Bestehen[1]. Sie war als erste ihrer Art in der Schweiz entstanden und diente den weiteren fünfzehn Eisenbahner-Baugenossenschaften unseres Landes als Vorbild und Modell[2]. Die Frage nach den Gründen, die zur Bildung einer solchen Selbsthilfevereinigung führten, beantwortet der erste Jahresbericht in fünf Punkten:

«1. Durch allerlei Mittel, Ränke und Umstände künstlich getrieben, hat die Wohnungsmiete in St. Gallen eine Höhe erreicht, die zu den Einkommensverhältnissen, vorab des mittleren und unteren Personals, in keinem Verhältnis mehr steht. Statt 1/6 des Lohnes muss 1/4, ja sogar 1/3 für Miete ausgelegt werden.

2. Laut den Berichten des Wohnungsamtes der Stadt St. Gallen und einer aufgenommenen Statistik fehlt es in hohem Grade an Wohnungen zum Preise von 400 bis 700 Franken, also derjenigen, die die Eisenbahner und Verkehrsbediensteten gerade haben sollten. Viele Kollegen wohnen deshalb relativ schlecht oder sie haben eine viel zu teure Wohnung mieten müssen; alle aber leiden unter diesem Zustand.

3. Eine Abhilfe oder irgend ein anderer Weg, aus diesen drückenden Zuständen herauszukommen, stand nicht in Aussicht und konnte auch nicht gefunden werden. Der Bodenwucher und die damit im Zusammenhang stehenden abnorm hohen Boden-

Abb. 2. St. Gallen, Schorensiedlung. Ehemaliges Geschäftshaus mit Consumladen, Bäckerei und Kinderhort. Die Geschäftslokalitäten wurden inzwischen zu Wohnungen umgestaltet

preise hat die private Bautätigkeit zurückhaltend gemacht und zum Teil ganz lahm gelegt. Schon seit Jahren hat dieselbe mit dem Zuwachs der Bevölkerung nicht mehr Schritt gehalten. Man baute übrigens in der Hauptsache immer nur für Leute mit einem Einkommen von 4000 Franken an.

4. Alle Errungenschaften um gehaltliche Besserstellung nützen nicht viel, wenn der höhere Lohn, statt dem Empfangenden zugute zu kommen, wieder für erhöhte Wohnungsmiete ausgelegt werden muss. Die durch das neue Besoldungsgesetz in Aussicht stehende und ersehnte Verbesserung der Lohnverhältnisse drohte deshalb bei der steigenden Tendenz der Mietpreise zum vorneherein wesentlich an Wert zu verlieren und die Freude zu verderben.

5. Das Beispiel der Kollegen in unsern Nachbarländern, wo mit schönen Erfolgen die Fesseln der Wohnungsnot auf genossenschaftlichem Wege bekämpft und beseitigt worden sind, war vorbildlich und ermutigend, den bewährten Weg der Selbsthilfe zu betreten.»[3]

ST. GALLEN ZUR JAHRHUNDERTWENDE

Die Stickereiindustrie, die gegen Ende des 18. Jahrhunderts das alte St. Galler Leinwandgewerbe ablöste, erreichte im 19. Jahrhundert Rekordzahlen in der gesamtschweizerischen Exportwirtschaft. Die Stadt St. Gallen war Mittelpunkt des Handels, der Verteilung, des Versands: Sie war Ort der Stickereibörse. Die gesamte städtische

Bauentwicklung hielt sozusagen Schritt mit den Stickereiblüten – und Krisen. Zahlen verdeutlichen den sprunghaften Anstieg: 1830 zählte die Stadt 9260 Einwohner, 1889 waren es bereits 27420. 1912 betrug die Zahl 77590, mehr als heute[4].

Doch nicht allein die Blüte der Stickereiindustrie liess die Stadt aus allen Nähten platzen. Die grösseren gewerblichen Freiheiten, die Ausweitung des Kreditwesens, die Erleichterungen bei Einbürgerungen und Niederlassungen, der Bau lokaler und regionaler Einrichtungen wie Gaswerk, Kaserne, Post und Eisenbahnen bewirkten den Zuzug zahlreicher Menschen. Tiefgreifende Veränderungen der Stadtstruktur waren die Folge.

Seit 1846 gab es in St. Gallen einen Eisenbahnverein, der sich auf privater und gesellschaftlicher Basis für den Bau eines ostschweizerischen Schienennetzes engagierte. Die Erschliessungsarbeiten gingen schnell voran, und am Ostermontag 1856 rollte der erste Zug in St. Gallen ein. Durch die Standortwahl des Bahnhofs an der engsten Talbreite des heute über acht Kilometer langen Stadtschlauchs konzentrierte sich die Bautätigkeit auf diesen Stadtraum. Die Bodenpreise erreichten Höchstwerte. Die Mietzinse der in Bahnhofnähe gelegenen Häuser schnellten in die Höhe und überstiegen die finanziellen Möglichkeiten der Beamten und Angestellten bei Post und Bahn. Sie liessen sich im weiteren Bahnhofumkreis nieder, so in den Quartieren Paradies/Oberstrasse, Vadian und Wassergasse. 1897 betrugen die durchschnittlichen Jahresmieten pro Wohnung in diesen drei Quartieren je 389, 698 und 384 Franken. Bei einem Jahressalär von 2000 bis 2500 Franken hatte der Mieter tatsächlich bis zu einem Drittel fürs Wohnen aufzuwenden. «Dass es gerade die Eisenbahner sind, die sich hohe Mietzinse nicht erlauben können, begreift hauptsächlich jener, der als Kind eines kleinen Beamten der V.S.B. und nachher der S.B.B. hat zuschauen können, wie Vater und Mutter jeden Franken wogen, bevor er aus dem Geldsäckel wandern durfte»[5]. Im bahnhofnahen Gebiet etablierten sich Handelsfirmen, Banken und Versicherungen. Die wenigen verbliebenen Wohnungen waren von der Oberschicht besetzt. Ihre Mieten gehörten zu den höchsten, die Wohnungsdichte zu den niedrigsten der Stadt[6].

DIE GENOSSENSCHAFTSIDEE

Um den herrschenden Missständen abzuhelfen, solidarisierten sich die Bähnler und Verkehrsbediensteten. Sie beschlossen, wohl von deutschen Kollegen inspiriert, ihrer Wohnungsmisere kollektiv Herr zu werden[7]. Gesamtschweizerisch bildeten die Eisenbahner sozusagen den Stosstrupp, der die genossenschaftliche Selbsthilfe im ganzen Land propagierte[8].

Wie die Anfänge des sozialen Wohnungsbaus entsprang die Genossenschaftsidee den «Hungry Forties». In Deutschland übertrug sie Victor Aimé Huber von den Konsumgütern auf den Siedlungsbau: Er schlug 1848 Hüttenwohnungen als eine in Selbsthilfe zu errichtende Bauform vor. Der Vorschlag wurde 1853 in der Cité Ouvrière in Mülhausen aufgegriffen und verwirklicht[9].

Auch in unserm Land entstanden bald Baugenossenschaften und gemeinnützige Baugesellschaften. Sie waren ausschliesslich Gründungen von sozial denkenden Unter-

nehmern und bürgerlichen Sozialreformern [10]. Als erste schrieb 1851 die philanthropische «Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen» in Basel einen Wettbewerb für billige Arbeiterwohnungen in der Breite aus [11]. Den Übergang von der Wohltätigkeit zur genossenschaftlichen Selbsthilfe kennzeichnete 1900 die Gründung der Basler Wohngenossenschaft. In den ersten zehn Jahren des 20. Jahrhunderts folgten rund zwanzig Gründungen von Baugenossenschaften, allesamt Unterfangen wagemutiger Pioniere.

DIE ST. GALLER EISENBAHNER-BAUGENOSSENSCHAFT

Mit der Idee, auf genossenschaftlicher Basis Eigenheime zu bauen, trat Adolf Messmer, Gehilfe des Betriebschefs IV in St. Gallen, als erster auf den Plan. Aus dem Kreis einiger weniger, der am 20. Dezember 1908 zu Vorgesprächen zusammengekommen war, bildete sich unter dem Vorsitz Messmers ein Initiativkomitee. Zur Aufklärung und Vorbereitung der Eisenbahner wurde die Fachpresse herangezogen. Am 23. Januar erschien der erste Artikel im «Signal». Die Gründungsversammlung vom 27. März 1909 fand regen Besuch. «Nach aufklärenden Referaten erklärten 100 Mann, welche Zahl sich bis zum 15. April, als dem Schlusstermin für die Gründung, auf 142 erhöhte, ihren Beitritt...» [12]. In der Folge wählten sie die Genossenschaftsleitung. An deren Spitze stand Josef Pfister als Präsident, ein enger Freund des Migros-Gründers Gottlieb Duttweiler. Später fanden die Genossenschafter in Paul Brandt, Redaktor der «Arbeiterzeitung», einen eifrigen Förderer ihres Anliegens. Die erste Jahresrechnung weist 146 Genossenschafter mit 191 Genossenschaftsanteilen von je 300 Franken auf. Um bankunabhängig zu sein, steuerten die SBB-Pensionskassen Gelder bei. Temporär wurden aber auch Kredite bei Banken aufgenommen [13].

DIE PLANUNG DER SCHORENSIEDLUNG

Der nächste Schritt galt der Beschaffung von geeignetem Bauland. Das Gebiet der heutigen Gemeinde St. Gallen bestand damals aus drei selbständigen politischen Gemeinden: St. Gallen, Tablat und Straubenzell [14]. Die von den Gründern eingeholten Grundstückofferten bewegten sich in der Preisspanne von 2 bis 30 Franken pro m². Schliesslich einigte man sich für den Ankauf des Rohnerschen Gutes am stadtabgewandten Rosenberg, in relativ bahnhofnaher Lage, das für 150000 Franken offeriert worden war [15]. Allerdings versuchten Villen- und Grundstückbesitzer von nebenan, den Bau einer Siedlung für unvermögende Arbeiter zu sabotieren [16]. In aller Stille bildeten sie ein Konsortium und konkurrenzierten die Genossenschafter mit einem höheren Angebot. Für 152000 Franken wurden schlussendlich die Genossenschafter Eigentümer des 84600 m² grossen Grundstücks. Doch damit fingen die Schwierigkeiten erst recht an.

Mit der Planung der Siedlung wurde Architekt Paul Robert Gerber aus Ulm beauftragt. Die Initianten hatten ihn anlässlich einer Besichtigung in Ulm kennenge-

Abb. 3. St. Gallen, Schorensiedlung. Blick in die Lenau-Strasse

lernt [17]. Später sollte er als Entwerfer für die Eisenbahnersiedlung in Olten engagiert werden. Die St. Galler Eisenbahner-Baugenossenschaft unterbreitete am 23. Dezember 1909 dem Gemeinderat Straubenzell «ein Gesuch mit 28 Beilagen, von dessen Genehmigung es abhängt, ob sich die Hoffnung von Hunderten, zum Teil in ihrer wichtigsten Lebensbedingung, dem menschenwürdigen Wohnen, zurückgesetzter Bürger erfüllen sollen oder nicht» [18]. Einleitend appellierten die Gesuchsteller in einem weit ausholenden Exkurs an das Heimatgefühl, massen ihrer Lösung nationale Tragweite bei, versprachen sich eine «Veredelung und Vertiefung des Familienlebens» und verwiesen auf die funktionierenden Kolonien der Port Sunlight Werke bei Liverpool, der Kruppschen Werke in Essen und der Firma Gminder in Reutlingen. Ob in der Auswahl der zitierten Beispiele – sie stellen alle paternalistische Lösungsversuche von Fabriksiedlungen dar – wohl Absicht steckte? Jedenfalls zogen die Bähnler alle möglichen Register, um den Gemeinderat von ihrem Projekt zu überzeugen.

Der *erste Bebauungsplan* offenbart das Bemühen des Architekten, das Hanggelände über der Sitter auszunutzen und die Siedlung den vorgegebenen topographischen Verhältnissen anzupassen. Keine der projektierten Strassen war gerade geführt. Sie schwangen sich serpentinenartig den Hang empor. Die Häuser verteilten sich, teils als Einzelbauten, teils als Reihenhäuser in Zweier-, Dreier- und Viereranordnung locker entlang der Strassenachsen. Ein eigentliches Zentrum, wie es später gebaut werden sollte, war nicht vorgesehen. Nicht die Betonung und Heraushebung des Bauvolumens, sondern die Weiträumigkeit seines Spiel- und Pausenplatzes machte den Kindergarten zum Mittelpunkt der ganzen Anlage.

Abb. 4. St. Gallen, Schorensiedlung. Sonnenberg- und Fichtestrasse

Gerber folgte mit dem Entwurf dieses (und des zweiten) Bestrassungs- und Bebauungsplans der zeitgenössischen Vorliebe für die krumme Strasse [19]. Für ihn spielten offenbar die Sitte'schen Gesichtspunkte, die Berücksichtigung der Geländesituation, die Schaffung wechselnder Strassenbilder durch Vor- und Rückspringen der Baufluchtlinien, die klare Gliederung der Baukörper, die Raumgestaltung, eine wichtige Rolle [20].

Der Straubenzeller Gemeinderat lehnte in seiner Antwort vom 5. Februar 1910 das Baugesuch ab. Er berief sich auf die geltenden Vorschriften. Anstatt der Einfamilienhäuser hätte er die Errichtung von Mietkasernen vorgezogen, wie dies aus einem vom Bauamt ausgearbeiteten Überbauungsplan hervorging [21]. Bereits am 24. Februar gelangte ein abgeändertes Projekt zur Eingabe. Der Gemeinderat lehnte es am 11. März wiederum ab und verwies auf das Baureglement. «Als das nächstliegende erschien uns nunmehr, eine Änderung der bestehenden Vorschriften anzustreben in der Weise, dass in einem Nachtrag zum Baureglement Ausnahmebestimmungen für Kleinwohnungsbauten oder Eigenheime geschaffen würden.» [22] An unzähligen Konferenzen entspann sich zwischen dem Architekten, der Baubehörde und den Bauherrn ein langwieriger Kampf um das Einfamilienhaus, um Strassen- und Bauabstände, um Stockwerkhöhen, Treppenbreiten, Feuermauern, Kanalanschlüsse, Abortgruben usw.

Die Baugenossenschaft sicherte sich in der Person von Dr. Hoffmann, dem späteren Bundespräsidenten, einen Fürsprecher für ihr Vorhaben. Dank dessen Eingreifen und dank eines sanften Drucks seitens der Kantonsregierung, welche Herrn Regierungsrat Riegg delegiert hatte, gelang es, die Baukommission zu überzeugen, dass ihr

altes Mietkasernen-Baureglement unzeitgemäss geworden war. Bald erschien ein Nachtrag zum bestehenden Baureglement[23]. Der *neue,* inzwischen *mehrfach überarbeitete Bebauungsplan,* begutachtet von Prof. Fischer in München, Prof. Bonatz in Stuttgart und Prof. Rittmeyer in Winterthur, wurde endlich am 12. Dezember 1910 genehmigt[24]. Er unterscheidet sich erheblich von seinem Vorgänger. Aus der Vogelperspektive wirkt er straffer, übersichtlicher und einheitlicher, ohne indessen von den Sitte'schen Prinzipien abzuweichen.

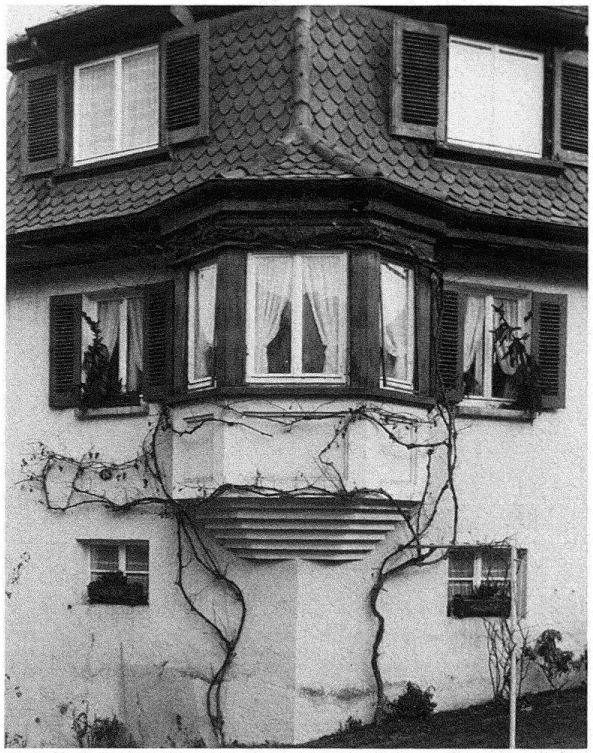
Die Disposition von Strassen und Häusern verrät eine Annäherung an die Symmetrie, ohne dogmatische Härte, und eine klare Rücksichtnahme auf die Ausbildung des Baugrundes. Wie ein Oval definieren die Randbauten von Schorenstrasse, Tambourenweg und Schäflerstrasse einen bergenden Rahmen und umschliessen einen Innenraum mit drei parallel angeordneten Hausreihen (Paul Brandt-Weg, Paul Brandt-Strasse und Sonnenbergstrasse). Es sollte ein aus der englischen Gartenstadt tradierter Wohnhof entstehen, der den Durchgangsverkehr aussperrt. «Überhaupt wird im ganzen Gebiet ... ein lebhafter Fuhrwerkverkehr nie stattfinden, da sich dieser in der Hauptsache auf Zufuhr von Hausrat bei Umzügen und sonst auf diejenige von Brennmaterial beschränken wird.»[25] Die Strasse stellte, durch Vorgartenkultur belebt, kein Gefahrenmoment dar. Sie war eine halböffentliche Erweiterung des Wohnraums. Die Dimensionierung und Anordnung der die Strassen- und Platzwände bildenden Häuser unterstreichen diese Absicht. Der erste Überbauungsplan dagegen war weit diffuser und unruhiger, seine Strassen hatten mit sechs stadtseitigen Anschlüssen eher Durchgangscharakter und waren den heute leider üblichen Einfamilienhaussiedlungen ähnlich.

EIN- ODER MEHRFAMILIENHÄUSER?

«Unsere Erfahrungen zeigen, dass eine Wohnkolonie, die von einer bestimmten Berufskategorie gebildet und bewohnt wird, dann am meisten Aussicht hat, ein grosses Ganzes, eine grosse Familie zu werden, wenn sie aus lauter Einfamilienhäuschen zusammengesetzt ist. Es besteht deshalb auch nicht die Absicht, beim Weiterbau Mehrfamilienhäuser zu bauen, nein, man wird auf Grund der angetönten Erfahrungen nur noch das ideale Einfamilienhaus im Auge behalten»[26], berichteten die Genossenschafter 1913 nach der Fertigstellung des ersten Bauloses[27]. Die Mietkaserne, das Mehrfamilienhaus bedeutete ihnen wohl die verabscheuungswürdige Ausprägung einer liberalistischen Wirtschaft und Volkswirtschaft. So lehnten sie denn ein Überbauungsprojekt E. von Zieglers ab, das im Auftrag des St. Galler Kunstvereins als «Skizzen zu Papier» gebracht worden war. Es berücksichtigte die «Grundidee, das Einfamilienhaus, zu wenig und enthält in der Hauptsache Zwei- und Dreifamilien-Gruppenhäuser»[28].

Die Vorliebe für das Einfamilienhaus hatte verschiedene Ursachen. Es bot Gewähr für physisch und psychisch gesunde Bewohner, es ermöglichte, den Arbeiter in eine tiefe Verbindung zur Natur zu stellen, es diente der Verwurzelung mit dem vaterländischen Boden und schuf «die beste Grundlage für die Vaterlandsliebe». Andrerseits

Abb. 5. St. Gallen, Schorensiedlung.
Erker am Eckhaus Fichte-/Sonnenbergstrasse



war die Zuneigung zum Einfamilienhaus aus der relativ jungen Siedlungstradition zu verstehen. Die Genossenschafter hielten sich in der Ausführung ihres Vorhabens an Fabrikdörfer, wie sie von philanthropischen Unternehmern als «mässiges» Geschäft oder als sinnvolle Ergänzung ihrer Fabrikanlage errichtet worden waren, und verzichteten auf eine Realisierung von Utopien, wie sie Fourier und Owen formuliert hatten. Zudem huldigten damals bekannte Gartenstädte, wie zum Beispiel Hellerau bei Dresden, dem Einfamilienhausschema. Die grösstmögliche individuelle Freiheit der Siedlungsbewohner sollte nicht durch Isolation, sondern durch den gesellschaftlichen Zusammenhang innerhalb der Siedlung gewährleistet werden. Das solidarische Handeln fand seinen architektonischen Ausdruck im gestalterischen Zusammenhang, in der ästhetisch manifestierten Gesellschaft.

Bei weitgehender Einheitlichkeit der Gestaltung, im sogenannten «Cottage Stiel», unterschieden sich die Häuser vor allem in ihrer Zuordnung zu Einzel-, Doppel-, Reihen- und Mehrfamilienhäusern. Die verwendeten Haustypen lassen sich anhand der Grundrisse in folgende Gruppen unterteilen:

- Dreizimmer-Reihen- und -Eckhäuser mit Keller, Waschküche, Holz- und Kohlenkeller im Untergeschoss; Stube, Küche und Treppenhaus im Erdgeschoss; zwei Schlafräumen im ersten Stock. Insgesamt wurden 14 Stück dieses Typs gebaut.
- Vierzimmer-Reihen- und -Eckhäuser mit drei Schlafzimmern im Obergeschoss. Das übrige Raumprogramm ist mit dem des Dreizimmerhauses identisch. Von diesem Typ entstanden 43 Einheiten.
- Fünfzimmer-Reihen- und -Eckhäuser mit einer zusätzlichen Kammer im Erdgeschoss. Davon wurden 61 Stück errichtet.

- Je ein freistehendes Sechs- und Siebenzimmer-Einfamilienhaus.
- Sechs Mehrfamilienhäuser, bis auf eines alle zusammengebaut, mit insgesamt 7 Zweizimmer-, 32 Dreizimmer- und 17 Vierzimmerwohnungen.
- Das Geschäftshaus mit den beiden Torbogen, dem kleinen Turm und den vorgeschobenen Seitenflügeln (Abb. 2, 6). Es enthielt eine Kaffeehalle, einen Consum-Laden, eine Bäckerei und einen Kinderhort. Die Geschäftslokalitäten wurden inzwischen zu Wohnungen umgestaltet, der Kindergarten ist erhalten geblieben.

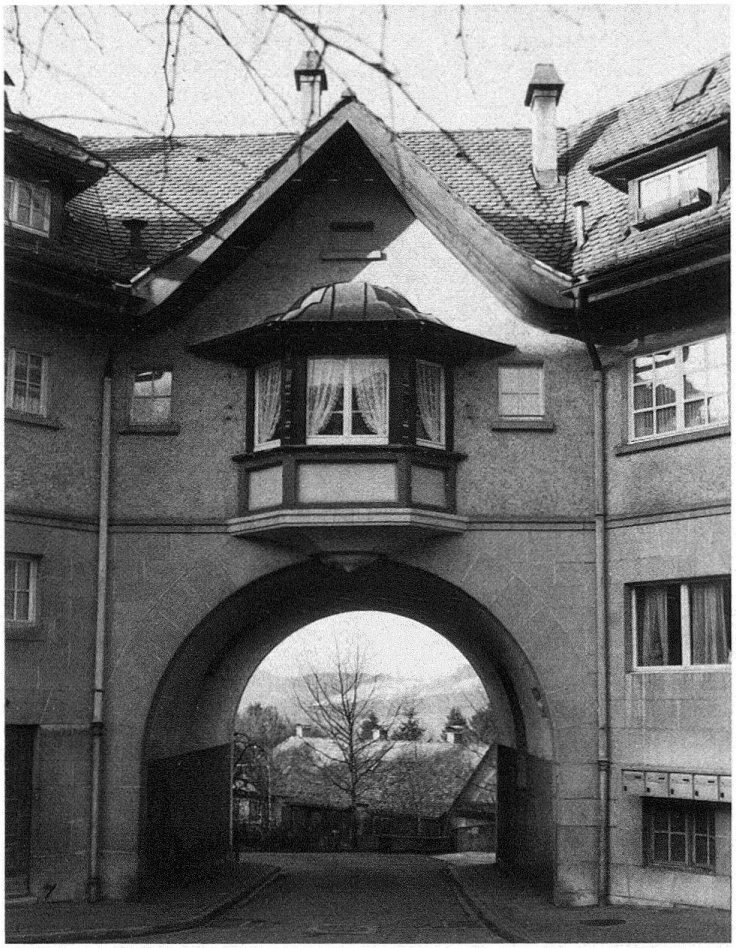
Trotz unterschiedlicher Behandlung im Detail ist die architektonische Erscheinung der Gesamtsiedlung einheitlich. Diese Einheitlichkeit erstreckt sich von der beherrschenden Grossform der behäbigen Mansarddächer bis hin zu Kleinigkeiten der Inneneinrichtung. Dass dennoch kein Eindruck der Monotonie aufkommt, liegt an der reichen Variierung des gewählten Formenrepertoirs: Die Dachlandschaft wird durch Schöpfe, Walme und Quergiebel aufgelockert, die Fensterformate und -grössen wechseln, Erker gliedern die grösseren Fassadenflächen oder betonen Hausecken, die Baukuben erzeugen durch Abstufung, Drehung oder Übereckstellung (besonders an Kopfbauten) interessante räumliche Konstellationen.

Die von Paul Gerber bei der Schorensiedlung verwendeten Gestaltungsprinzipien nahm beispielsweise Theodor Fischer bei der Arbeitersiedlung Gmindersdorf bei Reutlingen vorweg[29]. Beiden gemeinsam ist der Versuch, «dem Arbeiterhaus durch variationsreiche und oft historisierende Gestaltung einen privaten, individuellen, dem Bürgertum entlehnten künstlerischen Anspruch zu geben»[30], und beide sind dieser sich seit ca. 1890 abzeichnenden Tendenz zuzuordnen. Mittel- und Kleinstädte mit ihren verwinkelten Strassen, steilen Dächern, Fachwerkhäusern, Türmen und Stadtmauern galten als Ideale. Die Kleinstadt sollte auferstehen und dem entwurzelten Stadtmenschen eine heile Welt bieten. Die tiefgezogenen Dächer, die Fenster- und Türformen, die Hausproportionen, die ganze gemütliche dörfliche Geschlossenheit der Anlage von Schoren waren Ausdruck dieses romantisierenden Gedankenguts. Dass sich zur Zeit des Baus der Eisenbahnersiedlung ein Wandel weg von der Formenvielfalt hin zur Schlichtheit anbahnte, zeigt zum Beispiel der Vergleich mit dem Zeppelindorf von Paul Bonatz im nahen Friedrichshafen. Die Vereinfachung der Formensprache vollzog sich zu einem wesentlichen Teil unter englischem Einfluss. Krins verweist speziell auf die Landhäuser eines Charles F. A. Voysey.

VOM BAU UND AUSBAU DER SIEDLUNG

Die Grundsteinlegung fand am 13. März 1911 statt. Da sich keiner der einheimischen Bauunternehmer um die Übernahme der Ausführung beworben hatte, wurde die Erstellung des ersten Bauloses von 105 Wohnungen an die Firma Renfer, Graber und Co. aus Solothurn vergeben. Ein regenarmer Sommer half mit, äusserst kurze Bautermine einzuhalten. Am 1. Juli 1912 war diese Etappe bereits unter Dach und Fach. Sie umfasste Ein- und Mehrfamilienhäuser im unteren, westlich gelegenen Teil von Schoren. Das zweite Baulos, dessen Realisierung man unmittelbar darauf an die Hand

Abb. 6. St. Gallen, Schorensiedlung. Torbogen am ehemaligen Geschäftshaus



nahm, wurde der St. Galler Firma Friedrich Buzzi und Sohn übergeben. Es betraf die Bauten an der Sonnenberg-, Lenau-, Schoren- und der östlichen Fichtestrasse.
Die wagemutigen Pläne der Koloniegründer, das Geschäftshaus als Zentrum der Siedlung durch ein gegenüberliegendes Pendant zu vervollständigen und weitere 200 Einfamilienhäuser oberhalb der Schorenstrasse anzufügen, durchkreuzte jäh der Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Unter erschwerten Umständen konnten am 1. November 1914 die Wohnungen der zweiten Etappe bezogen werden.
Die Rückschläge der krisenempfindlichen Stickereiindustrie führten zu einer rapiden Zunahme an leerstehenden Wohnungen. Sie zwangen viele Hausbesitzer St. Gallens, die Mietzinse wegen einschneidender Lohnreduktionen bis zu 20% herabzusetzen. Einzelne Genossenschafter liessen sich von den betroffenen Hausbesitzern abwerben und wanderten in bahnhofnäher gelegene Wohnungen ab. An eine Ausführung der dritten Bauetappe war folglich nicht mehr zu denken. Erst 1963 beschlossen die Genossenschafter, dieses Gebiet zu erschliessen und zu bebauen. Wie vor 50 Jahren beantragten sie eine Abänderung des Zonenplans – diesmal unter umgekehrten Vorzeichen. Gemäss der bestehenden Bauordnung hätten nur zweistöckige Bauten errichtet werden dürfen. Die Bähnler aber wollten Mehrfamilienhäuser, «Mietkasernen», die sie noch fünfzig Jahre zuvor energisch bekämpft hatten!

Anmerkungen

[1] Regierungsratsprotokoll vom 7. September 1909.

[2] Von 1909 bis 1914 gründeten die Eisenbahner in Basel, Biel, Burgdorf, Brig, Brugg, Chur, Erstfeld, Luzern, Olten, Rapperswil, Romanshorn, Rorschach, Winterthur, Zürich Wohnbau-Genossenschaften.

[3] *Jahresbericht der Eisenbahner-Baugenossenschaft St. Gallen,* I, 1909, S. 2 und 3. Im folgenden nur noch als JEBG zitiert.

[4] RÖLLIN, PETER. «St. Galler Stadtraum im 19. Jahrhundert (I), Ausbrüche nach Ost und West.» (*St. Galler Tagblatt,* 4. Januar 1979).

[5] STEINMANN, AUGUST. «Die Wohnkolonie ‹Schoorenhalde› bei St. Gallen.» (*Schreibmappe für 1913,* St. Gallen 1912), S. 78.

Zwischen 1900 und 1910 kostete in St. Gallen eine Vierzimmerwohnung im Durchschnitt mehr als irgendwo in der Schweiz, vgl. KIRCHGRABER, JOST. *St. Gallen 1900–1910.* St. Gallen 1979, S. 45.

[6] RÖLLIN, PETER. «St. Galler Stadtraum im 19. Jahrhundert (II), Der Bahnbau und seine Folgen.» (*St. Galler Tagblatt,* 5. Januar 1979).

[7] STEINMANN (wie Anm. 5), S. 78.

[8] JOST, RUEDI. «Vom ‹wohltätigen› Bauen zum ‹schöner› Wohnen.» (*Werk,* III, 1975), S. 240.

[9] GERMANN, GEORG. «Anfänge von sozialem Wohnungsbau.» (*Unsere Kunstdenkmäler,* XXIV, 1973, Heft 1), S. 27–41.

[10] RIEGER, HANS JÖRG. «Farbige Genossenschaftskolonien in Zürich 1913–1933.» (*Werk,* III, 1975), S. 253.

[11] REINLE, ADOLF. *Kunstgeschichte der Schweiz,* IV, Frauenfeld 1962, S. 102 und GEORG GERMANN (wie Anm. 9), S. 31 und 32.

[12] *JEBG,* I, 1909, S. 11.

[13] *JEBG,* LX, 1969, S. 14 und 15.

[14] Sie vereinigten sich 1918 zur Politischen Gemeinde St. Gallen.

[15] Eine zweite Offerte betraf die Häfelinsche Wiese in Rotmonten mit 65 000 m² zum Preis von 465 000 Franken. Auf dieses Angebot musste wegen des hohen Preises verzichtet werden. Zudem lag es weit von den Arbeitsplätzen entfernt.

[16] GUGGENHEIMER, MICHAEL. «Idylle neben Nationalstrasse...» (*St. Galler Tagblatt,* 30. März 1979).

[17] Nach Auskunft von Herrn Fritz Reich, derzeitiger Präsident der Eisenbahner-Baugenossenschaft. Biographische Daten zu Paul Robert Gerber fehlen. Nachfragen und Nachforschungen brachten keine Aufschlüsse zur Person des Architekten. Bis zu diesem Zeitpunkt steht lediglich fest, dass er von 1911 bis 1917 in der Stadt St. Gallen wohnte.

[18] *JEBG,* I, 1909, S. 37.

[19] HARTMANN, KRISTIANA. *Deutsche Gartenstadtbewegung.* München 1976, S. 143, Anm. 308: «Die zeitgenössische Städtebau-Diskussion trennte sich auch in der Frage nach der ‹krummen› oder ‹geraden› Strasse in zwei Lager...».

[20] KRINS, HUBERT. «Die Arbeitersiedlung ‹Zeppelindorf› bei Friedrichshafen.» (*Denkmalpflege in Baden-Württemberg,* II, 1979), S. 46–56.

Paul Bonatz war Gutachter für die Schorensiedlung.

[21] *JEBG,* II, 1910, S. 3 ff.

Die Eisenbahner-Baugenossenschaft liess das Projekt der Gemeinde von Paul Bonatz begutachten. Er erklärte es als nicht einwandfrei.

[22] *JEBG,* II, 1910, S. 7.

[23] Regierungsratsprotokoll vom 20. Januar 1911. Das Spezialbaureglement wurde genehmigt.

[24] R. Rittmeyer nahm in einem Brief an den Regierungsrat (Juli 1910) negativ Stellung zum Projekt Gerber, da es unästhetisch sei. Die Anlage sei «puppenhaft, kleinlicher Spielerei gleichend, zerfahren in der Anlage...». Er findet das Verhältnis von Gartenfläche und Hausfläche übertrieben.

Protokoll-Notizen einer Konferenz mit dem Baudepartement berichten, dass der damalige Genossenschaftspräsident Pfister den Rittmeyerschen Plan kritisierte und ihm vorwarf, nur eigene materielle Interessen zu verfolgen.

[25] *JEBG,* L, 1909, S. 32.

In einem Brief an das Bauamt Straubenzell vom 6. November 1912 sprechen die Genossenschafter von Wohnstrassen: «... da es sich bei der Lenau und Fichtestrasse nur um eine reine Wohnstrasse handelt.»

[26] *JEBG,* IV, 1912, S. 20 und 21.

[27] Die Siedlung wurde in zwei Baulosen erstellt. Baulos I entstand von 1911 bis 1912 im unteren, westlichen Teil und umfasst die Häuser an der Brandtstrasse, der westlichen Fichtestrasse, des Brandtwegs, Tambourenwegs und der Schäflerstrasse.

Baulos II entstand 1913/14 und umfasst die Häuser an der Lenau-, Schoren-, Sonnenberg- und östlichen Fichtestrasse.

[28] *JEBG,* II, 1910, S. 20.

[29] HOWALDT, GABRIELE. «Gminderdorf in Reutlingen, Baden-Württemberg. Geht ein Kulturdenkmal unter?» (*Deutsche Kunst- und Denkmalpflege,* XXXV, 1977), S. 75–88.

[30] KRINS (wie Anm. 20), S. 55.